

Zurich Film Festival

Vorhang auf für die Jungen

Feuilleton Samstag, 5. Oktober

Mit seiner neunten Ausgabe hat sich das Zurich Film Festival inzwischen fest etabliert und lockt ein internationales Publikum an. Das Programm bot viele interessante Werke meist junger Filmschaffender. Das Konzept, den Wettbewerb in vier Sektionen zu unterteilen, ist aber unzeitgemäss und sollte überdacht werden.

Susanne Ostwald

Endlich berühmt sein, endlich im Blitzlichtgewitter stehen . . . Die hochkarätigen Gäste des diesjährigen Zurich Film Festival – von Harrison Ford über Hugh Jackman bis zu Michael Haneke – haben diese Karrierephase schon lange hinter sich. In den Olymp der Filmwelt noch nicht aufgestiegen ist hingegen Rune Denstad Langlo. Kein Fotograf bestürmt den jungen norwegischen Regisseur; vielmehr ist es dieser selbst, der den erinnerungsträchtigen Moment der Premiere seines Films «Jag etter vind» («Chasing the Wind») festhalten möchte – und so richtet er nach der Filmvorführung zur Erheiterung des international gemischten Publikums seine Kamera in den Zuschauerraum, von wo ihm Applaus entgegenschlägt. Es ist eine Szene, typisch für dieses Publikumsfestival mit seiner offenen, zugänglichen Atmosphäre, die eine Nähe schafft zwischen Kinogängern und Filmschaffenden, welche sich nach den Vorführungen Fragen stellen, statt unerkannt in der hintersten Reihe die Reaktionen zu beobachten. Für die jungen Filmschaffenden, die sich hier mit ihren ersten oder zweiten Werken präsentieren, ist es eine wichtige Bühne, auf der sie das Schaulaufen üben können – so wie das noch junge Festival selbst sich im immer grösseren Reigen der Filmfestspiele behaupten muss.

Alte Hasen und junges Gemüse

Das Zurich Film Festival (ZFF) verfolgt bei der Suche nach seiner Position eine zweigleisige Strategie. Da Glamour dazugehört, wird internationale Prominenz eingeladen, die werbeträchtig ihre Filme präsentieren darf, die zumeist unmittelbar vor der Kinopremiere stehen – so machen es auch andere Festivals, und die von manchen Zürcher Kritikern geäusserte Kritik an dieser Praxis läuft daher ins Leere. Wo sich immer mehr Festivals gegenseitig die «grossen» Filme abzujagen versuchen und naturgemäss nur wenige dabei zum Zuge kommen, geht das ZFF selbstbewusst einen anderen Weg und setzt auf die Innovationskraft junger Regisseure und Filmemacherinnen, wobei manche aufregende Entdeckung zu machen ist. Allerdings bedingt dies auch eine gewisse thematische Einengung, denn wer seinen ersten oder zweiten Film dreht, tut dies oft vor dem Hintergrund seiner eigenen Erfahrungswelt, und daher finden sich überdurchschnittlich viele Jugend- und Familiendramen im Spielfilmwettbewerb. So erzählt etwa Rune Denstad Langlo, dass ihn die Geschichte seiner Grosseltern zum ersten eigenen Drehbuch (und zweiten Film nach «Nord», 2009) inspiriert habe. Sein lakonischer Zweitling «Jag etter vind» knüpft an die nordische Erzähltradition an, die zwischen Melancholie und trockenem Humor changiert – ein sympathischer Film um eine Rückkehrerin in ihre Heimat und ihre Vergangenheit.

Das Private mit dem Politischen kreuzt Justine Triet in ihrem gekonnt an den Nerven zerrenden Spielfilmerstling «La bataille de Solferino». Eine junge Fernsehreporterin muss sich darin am Tag der letztjährigen Präsidentschaftswahl in Frankreich mit ihrem Job, einem überforderten Babysitter und ihrem durchgeknallten ehemaligen Partner auseinandersetzen. Ein frischer Film, vor allem im Vergleich mit «Puppy Love» ihrer Landsmännin Delphine Lehericéy. Warum nur muss der französische Film immer wieder das knospende Sexualleben junger Nymphen in den Blick nehmen?

Eines der vielschichtigsten Spielfilmdebüts im Wettbewerb hat die Schweizerin Petra Volpe mit «Traumland» vorgelegt. Ihr gelingt, was manche ihrer Kollegen (noch) nicht so gut beherrschen: vom Persönlichen aufs Ganze zu schliessen, ihre Figuren in ein Gesellschaftsdrama einzubinden, das über Einzelschicksale hinausweist. Darum bemüht sich auch der Spanier Diego Quemada-Díez in «La jaula de oro» (Der goldene Käfig), einer Border-Story, die von der Odyssee einer Gruppe Jugendlicher von Guatemala über Mexiko in die USA erzählt, an Bord des sogenannten «Todeszugs». Über weite Strecken weiss sein Film zu begeistern, doch zeigt sich in der Art und Weise, wie er eine seiner liebevoll eingeführten Hauptfiguren brutal fallenlässt und eine andere am Ende einem klischeehaften Schicksal ausliefert, dass er seinen Stoff nicht zu Ende gedacht hat.

Anders der Amerikaner Ryan Coogler, der seinen Film «Fruitvale Station» just vom Ende her angegangen ist – dem tödlichen Ausgang eines Konflikts an der titelgebenden Bahnstation bei San Francisco, wo ein Polizist in der Silvesternacht 2008 einen jungen Schwarzen erschossen hat. Der bewegende Film beruht auf einem wahren Fall, gibt sich viel Mühe bei der liebevollen Zeichnung seiner Figuren und zeigt, welche Macht mit dem Handy entstandene Filmaufnahmen haben können.

Die italienische Schauspielerin Valeria Golino hat sich für ihr Regiedebüt ebenfalls ein brisantes Thema vorgenommen und porträtiert in «Miele» eine junge Frau, die im Dienste einer illegalen Organisation Todkranken Sterbehilfe leistet, wobei sie sehr skrupulös vorgeht. Denn als ein Mann sich von ihr das todbringende Barbiturat beschaffen lässt, der jedoch nicht an einer tödlichen Krankheit leidet, sondern einfach nur lebensmüde ist, gerät sie in Gewissensnot. Es ist eine interessante ethische Versuchsanordnung, die aber erzählerisch schlampig wichtige Detailfragen umgeht und in eine kitschige Versöhnlichkeit mündet, die das Thema so bequem nicht hergeben dürfte.

Vergleichsweise billiges Genrekino bietet der Brasilianer Fernando Coimbra mit seinem Erotikthriller «O lobo atrás da porta», einer Spielart von «Fatal Attraction», wobei der Film ein ähnlich bedenkliches Frauenbild zeichnet wie das offensichtliche Vorbild von Adrian Lyne aus dem Jahr 1987. Das Publikum war vergleichsweise wenig erpicht auf ein Gespräch mit dem Regisseur nach der Vorführung – ein womöglich deutlicheres Votum als jenes, das mit dem Ausfüllen der Karten abgegeben wird, mit denen das Festival den Publikumspreis ermittelt. Einen echten «crowd pleaser» hat hingegen der Italiener Uberto Pasolini präsentiert: «Still Life» ist eine charmante Variation der britischen Sozial-Tragikomödie, in welcher Eddie Marsan einen Mann spielt, der im Auftrag der Londoner Behörden nach Angehörigen von Verstorbenen fahndet, die in Einsamkeit lebten – so wie er selbst. Auch wenn am Ende die Sentimentalität etwas stark durchschlägt – der Publikumspreis könnte an diesen rührenden Film gehen.

Dass bisher noch nicht von den Filmen im deutschsprachigen Wettbewerb die Rede war, hat einen Grund – so wie es wohl seitens der Festivalleitung auch Erwägungen gibt, diesem jeweils überhaupt eine «Schutzzone» einzurichten. Denn von wenigen Ausnahmen abgesehen sind die in dieser Sektion gezeigten Filme international kaum wettbewerbsfähig. Beispielsweise Lola Rands «Die Erfindung der Liebe»: Während manche sagen mögen, die Regisseurin habe aus der Not eine Tugend gemacht, kann man auch vertreten, dass ihr Film von der Anlage her einfach nur geschmacklos ist. Denn nachdem während der Dreharbeiten die Hauptdarstellerin Maria Kwiatkowsky verstorben war, entschied sich die Regisseurin, das bereits gedrehte Material zu benutzen, um einen Film darüber zu machen, wie ein Film entsteht, dessen Hauptdarstellerin plötzlich stirbt. Das Werk wird den Hautgout freilich nicht los.

Klandestine Guerillaaktion

Wie viel witziger ist da Isabell ubas ebenfalls selbstreferenzielles, aber auch selbstironisches Debüt «Männer zeigen Filme & Frauen ihre Brüste». In ihrem während des letztjährigen Festivals Cannes entstandenen Werk erzählt die freche «Guerillafilmerin» von einer Regisseurin (sich selbst nämlich, aber gespielt von einer anderen, der sie tatsächlich ihre Identität lieh), die in Cannes einen Kurzfilm zeigen darf, ein neues Projekt verkaufen möchte und sich dabei heillos mit ihrem Produzenten verzettelt. Der Titel spielt auf die Tatsache an, dass in Cannes zwar viele Frauen für die Kameras posieren, Filme von Regisseurinnen aber stets untervertreten sind. uba wäre zu wünschen, dass sie an den Ort ihrer klandestinen Aktion zurückkehren darf – diesmal im Hauptwettbewerb.

Ärgerlich war hingegen Frauke Finsterwalders Tragikomödie «Finsterworld». Krampfhaft um Political Incorrectness bemüht, ergötzt sie sich am Tabubruch, wenn etwa ein Mädchen beim KZ-Besuch in einen Verbrennungsofen gesteckt wird. Wer möchte derlei sehen? Schade, dass Corinna Harfouch sich für eine Nebenrolle in dem vermeintlich zeitkritischen Film hergegeben hat. Ein tatsächlich plötzlich wieder aktuelles Thema greift Marc Rensing auf. In «Die Frau, die sich traut» erzählt er davon, wie die Titelfigur ihren Plan verfolgt, den Ärmelkanal zu durchschwimmen, nachdem sie eine Krebsdiagnose erhalten hat – welche auf die frühere Einnahme von Anabolika als DDR-Profisportlerin zurückzuführen ist. Erst vor wenigen Tagen wurde darüber verhandelt, der früher zwangsweise gedopten DDR-Kanutin Kerstin Spiegelberg eine Opferrente zuzusprechen, womit Rensings Film eine hochaktuelle Debatte aufgreift.

Der interessanteste Film im deutschsprachigen Wettbewerb hätte dort eigentlich nichts verloren, denn wie schon der Titel «Houston» nahelegt, spielt Bastian Günthers Werk um einen alkoholkranken Headhunter (Ulrich Tukur) zum Grossteil in den USA und ist in englischer Sprache. Ebenso unverständlich ist, dass der in Zürich angesiedelte, zumeist schweizerdeutsch gesprochene Film «Traumland» im internationalen Wettbewerb gezeigt wurde. Aber vielleicht hält selbst die Festivalleitung diesen für prestigeträchtiger und wollte der Regisseurin Petra Volpe einen Gefallen tun – den sie indes nicht nötig hat, weiss ihr Film doch in jedem Zusammenhang zu überzeugen.

Die Verteilung des Wettbewerbs am ZFF – deutschsprachiger und internationaler Spiel- und Dokumentarfilm – führt aber nicht nur zu teilweise absurden Einordnungen, sondern entspricht auch immer weniger dem Trend. Andere Festivals geben dem Dokumentarfilm im allgemeinen Wettbewerb zunehmend mehr Gewicht, da sich Realität und Fiktion ohnehin permanent durchdringen. Locarno hat es dieses Jahr vorgemacht, und in Venedig, wo heuer erstmals Dokumentationen in Konkurrenz gezeigt werden durften, hat gleich eine von ihnen den Hauptpreis gewonnen, «Sacro GRA» von Gianfranco Rosi. Das ZFF sollte den Wettbewerb vereinheitlichen – und damit auch jenen Filmemachern eine Chance geben, die derzeit in die weniger populären Sparten verbannt werden.